

# Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 32

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647322>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

21. Fortsetzung

Aber Johannes schwieg. Wohl blieb er aufrecht im Schiffelein stehen, das Gesicht der Sonne zugewandt. Ein sanfter Wind spielte mit seinem Haar, strich es ihm aus der Stirne zurück und bot sein Gesicht frei und liebend der Erde und dem Himmel dar.

Märchenschön war das langsame Gleiten in dem schmalen Wasserarm, eng zwischen Schilf und Gebüsch, so dass die Ruder die singenden Halme streiften. Die Sonne brach durch das dichte Grün, das sich wie ein Dach über den Wasserstreifen wölbte und malte Farben von tropischer Schönheit und Pracht.

Am Land schmückten die Burschen ihre Mädchen mit rot-goldenem Laubgewind. Johannes ging einsam. Er machte sich einen Kranz aus gelben gefallenen Blättern, so wie es ihn einst die Mutter gelehrt, und legte sich diesen Kranz selber um die Stirn.

„Jolie“ schaute ihm zu. Als sie sah, wie schön er mit diesem kindlichen Kranze war, und wie einsam er über den Hof des Schlosses und durch seine alten, würdigen Räume ging, da tat ihr das Herz weh vor Sehnsucht und Liebe.

„Der Narr“, sagte sie nur und zerfetzte ihr Taschentuch. Sie sonderte sich ab von allen andern, die so laut und fröhlich waren, und flüchtete in den Wald hinein. Dort setzte sie sich auf einen Baumstumpf zwischen raschelnden welken Blättern und weinte.

Auch Johannes hatte etwas unwiederbringlich Schönes verloren. Doch er wusste nicht was und gab sich auch keine Rechenschaft darüber ab. Er fühlte sich nur unsäglich einsam und verkannt. Es war ihm, als ginge er unter lauter Feinden und Schmähern, die ihn hassten und verfolgten. Nie hätte er beim Namen nennen können, was er eigentlich empfand. Es war etwa so, wie wenn er sich zu einem Flug in die Höhe aufmachen wollte und grobe, grosse Hände ihn immer wieder herunterzureissen versuchten. Er wehrte sich gegen diese Hände, riss sich los, entkam, doch immer wieder griffen sie nach ihm, bis sie ihn hielten und in die Niederungen und Tiefen herabzogen.

In diesen Niederungen und Tiefen gab es verhasste Mathematikstunden, Lateinstunden, in denen seine Gedanken sich bis zur Erschöpfung hetzten, wie Vögel, die mit dem Kopf immer wieder gegen dieselbe Wand oder Mauer rennen, bis sie liegenbleiben. Es gab Lehrer, die ihn nicht verstanden, Kameraden, Schüler, die nichts Gemeinsames mit ihm hatten, Frauen, Mädchen, (die so winzig klein

waren, dass es sich nicht lohnte, an sie zu denken.

Die Mutter? Er hätte sie gerne in seine grosse Einsamkeit mit hinaufgenommen, aber gerade dann war sie so weit von ihm entfernt, dass er sie nicht zu finden vermochte.

Seine Leistungen in der Schule gingen noch mehr zurück. Die Vorstellungen der Lehrer schienen keinen Eindruck auf ihn zu machen. Man fand ihn verschlossen und hochmütig und gab gewisse Rücksichten auf, die man bisher noch genommen hatte.

„Jolie“ war mit ihrem beleidigten Stolz und ihrer verschmähten Liebe ins feindliche Lager hinübergewechselt. Das heisst: sie gehörte von nun an zu jenen, die an Johannes etwas auszusetzen wussten und ihn einen „hoffnungslosen Fall“ nannten.

Christine tat das Herz weh, wenn sie ihren Buben vor sich hinsinnen und grübeln sah. Sie versuchte ihn in ihr Leben miteinzubeziehen. Sie fragte um seinen Rat und um sein Urteil in Dingen, mit denen sie selber fertig werden konnte. Aber er sollte fühlen und wissen, dass sie ihm ihr Vertrauen schenkte und ihm auch eine gewisse Verantwortung übertrug.

Zwischen Jakob Müller und Johannes war das Verhältnis nach wie vor gut, weil der einfache Arbeiter in Johannes unwillkürlich den höheren Schüler und zukünftigen Akademiker achtete und im Hinblick darauf dessen wechselnde Stimmungen ertrug. Er hatte ihn zudem aufrichtig gern und bewunderte an ihm, was er selber nicht besass, — denn er war „nur Dutzendware“, wie er sich lachend nannte.

\*

An jenem Abend im November, da Johannes bei den „Altenheimern“ seinen Vortrag halten sollte, wartete man dort umsonst auf ihn. Ernst Glauser schaute alle Augenblicke auf die Uhr: er musste kommen, es war abgemacht, dass er heute seinen zweiten Vortrag hielt. Aber die Uhr rückte vor und kein „Peer Gynt“ ershien. Die andern hatten bereits ihre Produktionen gebracht, auch die gewohnten Lieder waren gestiegen, nun sass man vor den Teegläsern, verärgert und verstimmt, denn es war nicht Brauch bei den „Altenheimern“, dass einer sein Wort nicht hielt.

Johannes kam an diesem Abend nicht. Er hatte es vergessen. Er sass in einer kleinen Weinstube allein in einem stillen Winkel. Er trug Mütze und Band, hatte einen Römer vor sich stehen und schrieb eifrig auf ein Blatt Papier...

Sie holen für die ganze Familie Gemeinschaftsuppe

Gauner). Aber sie sind dennoch die Ausnahme. Viel häufiger sind die kleinen Gauner, jene kleinen, armseligen und traurigen Gestalten, die tagsüber Zigarettenstummel zusammensuchen — ebenfalls ein schwerer und anstrengender Beruf, denn wer kann es sich schon erlauben, 3 Mark wegzuerwerfen, wo die Zigarette Raub, Einbruch und gelegentlich auch auf Schwarzmord und Totschlag ausgehen. Schwarzhandel ist noch immer ein sehr schweres Delikt, es muss sehr, sehr streng bestraft werden, denn in der Regel wird doch amerikanisches Heeresgut verschachtet, etwa eine Tafel Schokolade, ein Paket Zigaretten, ein Stück Seife oder ein sonstiger Wertgegenstand. Dagegen sind Raub und Mord ebenfalls schwere Delikte; aber da bei einem Mord höchstens ein Mensch umgebracht wird und Menschenleben nicht viel zählen, verlegen sich gewisse Leute lieber aufs Morden. Die Angelegenheiten der neudeutschen Kriminalgeschichte sind voller Morde, angefangen vom individuellen Einzelmord bis zum organisierten Mord, dem ganze Familien zum Opfer fallen. Ganze Bauernfamilien werden umgebracht, Mühlenbesitzerfamilien werden mit Aexten erschlagen und mit Lastwagen wird Mehl fortgefahren und kein Mensch ist seines Lebens sicher. Locker sitzen Messer und Pistolen in dem deutschen Dschungel.

(Fortsetzung folgt)



Wie ist der Himmel hier so nah,  
 Ob grenzenlos der Raum –  
 Ich stehe wie verzaubert da,  
 Ich gehe wie im Traum –  
 Ist hier nicht schon das Paradies,  
 O Erde, heilige, sind dies  
 Nicht himmelische Au'n? –

Nur eine Weile hier zu ruhn  
 Und in die Wolken aufzuschauen  
 Und sehn wie vor dem Blauen klar  
 Die Blumen und die Gräser stehn –  
 Und in die Ewigkeiten gehn  
 Voll heiligem Vertrau'n

Karl Adolf Laubscher

Aus dem soeben erschienenen  
 «Naturbuch»  
 Kristallverlag Bern

Verse waren ihm eingefallen, die aus seiner grossen inneren Einsamkeit heraus kamen und in hochklingenden Worten den Flug seiner Seele besangen. Er vergass Zeit und Ort. Er liess auf den ersten Römer einen zweiten folgen, um seinen Gedankenflug nicht zu unterbrechen. Er sass bis zur Polizeistunde, bis man den Entrückten und Verträumten darauf aufmerksam machte, dass er nun das Lokal zu verlassen habe.

Dann erst machte er sich auf den Heimweg. Wein und Verse hoben ihn in Sternennähe und keine Sekunde dachte er daran, dass er als Mitg. der ‚Altenheimia‘ deren Gesetze übertreten hatte.

Der Sohn des Weinstubenbesitzers, Schüler der ersten Gymnasialklasse, hatte Johannes in seinem Winkel gesehen. Er war ein anständiger Kerl und meldete es am andern Morgen „nur“ dem Präsidenten der Verbindung. Johannes wurde sofort zu einer Aussprache unter

vier Augen in ein leeres Klassenzimmer gerufen. Ernst Glauser stand als Repräsentant und Verantwortlicher der ‚Altenheimia‘ vor ihm.

„Wir haben gestern Abend umsonst auf dich gewartet. Dein Vortrag war fällig. Was hast du zu deiner Entschuldigung vorzubringen?“

Johannes besann sich, dann erhellte sich sein Gesicht: „Ich erinnere mich, ich wollte kommen, ich war schon unterwegs. Aber da hatte ich auf einmal eine ganz besondere Eingebung, die ich sofort niederschreiben musste. Und so bin ich in das erste beste Lokal gegangen.“

„Du bist in eine Weinstube gegangen und hast Wein getrunken.“

Groll und Empörung schwebten in der Stimme des Präsidenten. „Weisst du auch, dass du damit die Ehre der ‚Altenheimia‘ verletzt und ihre Bestrebungen blossgestellt hast?“

„Das habe ich nicht gewollt.“ Johannes sah gequält und erschrocken drein.  
 „Eine sinnlose Antwort von einem Schüler der zweiten Klasse. Hattest du übrigens den Vortrag bei dir, wenn du doch, wie du soeben gesagt, zu uns kommen wolltest?“

„Jawohl, hier ist er, das heisst nur ein paar Notizen, mehr brauche ich nicht.“

Glauser nahm diese Notizen zur Hand. „Peer Gynt“, schon wieder ‚Peer Gynt‘, aber Keller, kommst du denn von dieser Gestalt nicht wieder los, hat sie dir so viel zu sagen?“

„Ich fühle mich wesensverwandt mit ihr.“

„Ich hoffe – das wird sich noch ändern. Sonst aber...“, er hielt ihm die Hand hin, „verpflichte ich dich auf Ehrenwort, künftig die Statuten unserer Verbindung genau einzuhalten und ein tätiges Mitglied zu sein.“



Johannes schlug in die dargebotene Hand. Der Fall schien erledigt.

\*

Ein paar Wochen darauf traf sich Doktor Haller mit einem Kollegen in einem Restaurant der Stadt. Er traute seinen Augen kaum, als er Johannes in einer Ecke des Lokales sitzen sah. Er schrieb eifrig und ohne aufzusehen in ein Heft und hatte ein Glas Wein vor sich stehen.

Doktor Haller konnte, ohne auszufallen, seinen Kollegen nicht verlassen, aber er gedachte, Johannes nach der Unterredung ins Gebet zu nehmen. Vorherhand vermochte er ihn nur von seinem Platze aus zu beobachten. Er sah, wie er eifrig schrieb – aber auch ebenso eifrig dem Weine zusprach, den ihm die Seriviertochter zum zweitenmal aufgetragen hatte.

In Doktor Haller kochte es. Er hatte Mühe, einer wissenschaftlichen Ausführung seines Kollegen zu folgen. Dann kam unvorhergesehen noch der Mann einer Patientin des Kollegen hinzu und nun gab es gar kein Wegkommen mehr. Gegen halb elf Uhr verliess Johannes das Lokal. Da die beiden Herren nun ebenfalls aufbrachen, nahm Doktor Haller sich vor, sofort in die Höhenstrasse zu gehen und Johannes zu stellen. Christine würde ihm die Störung zu so später Stunde verzeihen, wenn sie wusste, um was es ging.

Um keine Zeit zu verlieren, nahm er ein Taxi und fuhr vor das Haus. Er sah noch Licht, Johannes musste soeben angekommen sein.

Auf sein Läuten öffnete ihm Christine. Sie erschrak:

„So spät, Doktor – es ist doch nichts geschehen?“

„Ganz und gar nicht, ich wollte nur in einer bestimmten Angelegenheit Johannes sprechen – er ist doch da?“

„Noch nicht. Er hat heute Abend Verabredung, da dauert es immer etwas lang. Aber kommen Sie doch herein.“

„So, Vereinssitzung“, sagte Doktor Haller, während er sich setzte. „Wie oft geht er da eigentlich hin?“

„Es ist verschieden, oft zwei bis dreimal in der Woche und dann wieder längere Zeit nicht mehr, ich weiss das nicht so genau.“

„Und Sie warten dann jedesmal auf ihn, bis er heimkommt?“

„O nein, heute ist eine Ausnahme, ich hatte noch mit der Wäsche zu tun. Ich bleibe aber selbstverständlich wach, bis ich ihn im Hause weiss.“

„Und dann?“ – „Und dann...?“ Christine schaute ihn verwundert an, dann wünschten wir einander durch die Türe gute Nacht.“

„Er kommt also nicht mehr zu Ihnen ins Zimmer?“

„Schon lange nicht mehr, und ich verstehe das auch. Mit 18 Jahren hat ein Bursche so seine Eigenarten und Hemmungen.“

(Fortsetzung folgt)

Eine jede Stadt, ein jedes Dorf hat gewöhnlich seine besonderen Sehenswürdigkeiten; eine Einzigartigkeit, die von nah und fern Leute anlockt. Das ist auch der Fall in Thörishaus bei Bern, dem einfachen und schlichten Bauerndorf. Ganz im Verborgenen wurde dort von einem geschickten Gärtner ein Meisterwerk geschaffen: «Das Berner Oberland en miniature».

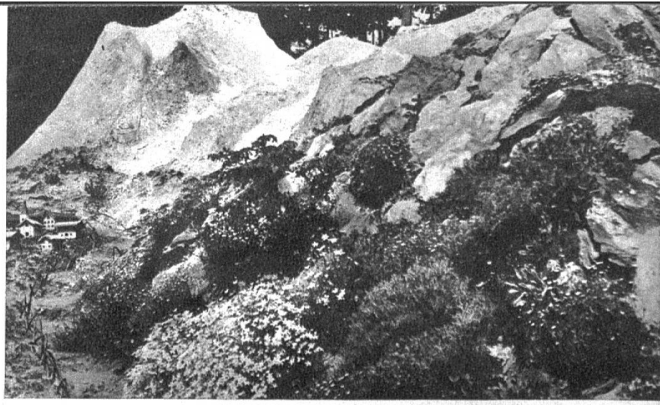
Der Gärtner, Herr Kohli, ein begeisterter Alpenfreund, hat auf seinem Grundstück eine steinige Böschung in ein grossartiges Relief vom Berner Oberland umgewandelt. Als Spezialist für Alpenpflanzen kam er auf die Idee, für seine Pflanzen ein echtes Milieu, bestehend aus Bergen und Seen, zu schaffen.

Wenn wir aus einem kleinen angrenzenden Wäldchen herausschreiten, sind wir überrascht, was wir vor uns sehen: Wir erblicken da den Thuner- und Brienersee. Ihre Länge beträgt zusammen gut 25 Meter. Im Hintergrund erheben sich die Jungfraugruppe und das Wetterhorn. Die höchsten Gipfel erreichen die ansehnliche Höhe von 10 Metern.

Es sind aber nicht bloss Seen, Berge und alle Alpenpflanzen vorhanden, sondern auch Dörfer mit Kirchen und Schlössern. Und sogar Schwebel- und Alpenbahnen fehlen nicht. Wie diese Bahnen in Betrieb gesetzt werden, ist ein kleines Meisterwerk für sich.

Der Gestalter erzählte uns, dass der Aufbau mehr als 4 Jahre Arbeit verlangte. Dieses Werk dürfte wohl einzig dastehen in der Schweiz. Schon viele In- und Ausländer haben diesen sonderbaren Alpengarten besucht und haben ihrer vollen Bewunderung Ausdruck verliehen für die grosse Leistung des findigen Gärtners.

Paul Pulver



## Das Berner Oberland

«en miniature»!

Oben: Grindelwald mit den beiden Gletschern und dem Wetterhorn. Mitte: Partie am Thunersee mit Spiez und Faulensee. Unten: In dem 1937 auf einer Fläche von 1500 m<sup>2</sup> erstellten Alpengarten wurde 1938 noch eine schöne Küherweide erstellt

